

# In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 257.

Posen, den 8. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

## Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(5. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Er war noch ein Stück entfernt, da beschlich ihn schon das Empfinden: Es wob etwas Unheimliches um das Haus. Es stand da zwar im blanken Licht des Herbsttages so bunt und freundlich, wie immer, und war doch anders, — als hätte es seine liebe Seele verloren.

Ohne auf den Hund zu achten, der ihn bellend begrüßte, stieg er zögernd die Steinstufen zur Haustür empor. Sie war verschlossen. Er öffnete mit seinem Schlüssel. Die Türlocke schlug an. Aber im Hause blieb alles still. Mit gepreßter Stimme rief er den Namen seiner Frau. Keine Antwort. Nichts rührte sich. Das Haus war wie ausgestorben.

Im Küchenherd glöhte das Feuer nur noch matt; die Speisen hatten aufgehört zu kochen. In der Stube war der Tisch wie allsonntäglich gedeckt. Er suchte vom Boden bis zum Keller und wußte doch vorher, daß er Marie nicht finden würde. Auch im Hof, im Stall war sie nicht. Die beiden Ziegen drehten die Köpfe nach ihm, die rehfarbene merckte leise; dann kauten sie behaglich weiter.

Sie wird zu Schwedlers hinuntergegangen sein, suchte er sich zu beruhigen. Vielleicht hat sie es nicht ausgehalten in dem stillen Hause; ich hätte sie heute nicht allein lassen dürfen. Doch die Mittagsglocke, die vom Tal heraufstunte, zerschlug mit ihren Klängen seine Beruhigungsversuche. Er kannte Marie viel zu gut; so war sie nicht, daß sie um die Mittagszeit von ihren Pflichten fortließ, nur um in der Nachbarschaft zu schwärzen. Zugestoßen konnte ihr auch nichts sein, sonst wäre dem Hunde etwas anzumerken gewesen. Es gab also nur eine Erklärung: Sie war davongegangen, weil sie nicht länger mit ihm zusammenleben wollte.

Wie bekümbt schleppte er sich in das Haus zurück. —

Marie war aber nicht davongegangen. Die Nachbarin hatte sie durch die kleine Dordel rufen lassen, denn Großmutter Schwedler lag im Sterben, und die schwerhörige Frau, die mit dem Kinde und der Greisin allein zu Hause war, wußte sich nicht recht zu helfen.

Das war allerdings ein merkwürdiges Sterben. Nicht etwa der Schrecken über den Anblick des vermeintlich „Abgeschiedenen“ hatte die Fünfundachtzigjährige auf das letzte Lager geworfen; — die Freude, die über große Freude darüber, daß der Bogt-Paule lebte, daß sie demnach keinen Abgeschiedenen gesehen hatte und also auch noch nicht sterben mußte, hatte dem alten Herzen den Todesstoß gegeben. Es klopfte nur noch ganz schwach, das alte Herz, als Marie in die Kammer trat. Aber die schwarzbraunen Augen, die immer so tapfer ins Leben hineingefunkelt hatten, lachten Marie fast schalkhaft entgegen; der graue Altersring, der sie in letzter Zeit getrübt hatte, war ganz verschwunden. Da die lahme Zunge nicht mehr recht gehorchen wollte, winkte Großmutter Schwedler der Enkelin zu und gurgelte: „Dordel, sag's oß!“ Und Dordel mußte Marie versichern, was ihr die alte Frau, solange sie noch sprechen konnte, eingelehrt hatte, — daß „Grüßmüttel“ nicht zu sterben

brauchte. Großmutter nickte bestätigend und streckte sich und lächelte glücklich und — war hinüber. Hatte sie unrecht gehabt? Sie hatte mehr recht gehabt, als sie in ihrer Einfalt ahnen konnte. Denn das große, heilige Leben, dessen Funken in uns allen glüht, ist ewig, das erlischt nicht, wenn ein morsches Gefäß zerbricht.

Marie sah auf das stille, runzelige Antlitz, das beinahe heiter erschien, nachdem ihr die Schwiegertochter die gebrochenen Augen sanft geschlossen hatte. Und die Erkenntnis, die an Totenbetten so oft erblüht, regte sich auch in ihr: Weshalb — weshalb machen wir uns nur das Leben so schwer, wo wir doch wissen, daß alles einmal zu Ende geht?! Aber diese Erkenntnis ist ein schwaches Blümlein, gedeiht nur in der kühlen Atmosphäre des Todes und welkt und schwindet, sobald wir in die Wärme des Lebens wiederkehren. —

Stefan saß zusammengesunken in der Küche auf der Ofenbank und starrte vor sich hin. Da bellte draußen der Hund. Und jetzt ging die Tür auf. Marie stand auf der Schwelle. Beim ersten Blick erkannte sie, was diese eine Viertelstunde der Qual in ihm angerichtet hatte.

„Stefan?“

Er sprang auf. „Du?!“ Es war nur ein unartificialer Laut, ein Schrei der Erlösung. Er riß sie in seine Arme, an seinen Mund, und sie gab sich ihm hin, überwältigt von schmerzvoller, besinnungsloser Liebe. —

Sie lag noch an seiner Brust — ganz eng und wie mit ihm verwachsen. Hart und hastig klopfen ihre Herzen. Da zuckte ein Erschrecken durch ihren Leib und teilte sich ihm mit. Horch, — waren das nicht Schritte, — Schritte da oben über ihnen in der Kammer? Sie lauschten beide mit angehaltenem Atem, und die steile Flamme ihrer Leidenschaft sank matt in sich zusammen. Ein Frösteln überlief sie, und sie lösten sich behäut voneinander, als hätten sie sich selbst auf einem Unrecht ertappt.

„Stefan, da oben ging jemand herum.“

Er schüttelte den Kopf. „Mir schien's auch so. Aber es kann ja nicht sein. Ich hab' vorhin das ganze Haus nach dir durchsucht, und inzwischen war es verschlossen. — Ich will trotzdem nachschauen.“

Doch sie hielt ihn zurück. „Nein, nein. Ich hab' mich getäuscht.“ Ihr wurde plötzlich klar, daß der, dessen kurzen, schweren Schritt sie zu hören geglaubt hatte, bestimmt nicht im Hause war, und daß sie ihn doch immer wieder hören würden — in jeder Liebesstunde, bei jedem engen Beisammensein. Unzertrennlich würde er von ihnen sein — wie das böse Gewissen. —

Vor der Berggeistbaude wartete am nächsten Morgen das kleine, platte, grüne Auto — fahrbereit.

Im sonst noch leeren Gastzimmer saßen Geier und Paul Bogt und frühstückten. Geier war unternehmungslustig und guter Laune. Er stand im Begriff, einem Menschen wie diesem Stefan Kaiser die Frau abzujauchen; das erfüllte ihn mit boshafter Freude. Paul Bogt schnürte die Aufregung den Hals zu. Er hielt es am Tische nicht aus, lief unruhig im halbwarmen Zimmer hin und her, stellte sich immer wieder fröstelnd vor den Ofen und tauchte seine mageren Hände in den heißen, rotgoldenen Hauch des knisternden Holzfeuers. Wanda, die ab und zu ging, betrachtete ihn besorgt. Er war doch



nicht etwa krank? Einen Kranken, womöglich Bettlägerigen konnte sie in der Berggeistbaude nicht brauchen. Den hätte man ja auch den Fremden, die kommen würden, um ihn zu sehen, nicht aufzeigen können. „Ich od, Pause! Willst ni suppen? Du weest od: Wer lange suppt, lebt lange!“ ermunterte sie und brachte ihm schließlich einen Schnaps, um erst einmal den Magen „a bissel anzuwärmen“. Er trank gehorsam und griff dann zum Löffel, um die Mehlsuppe hinunterzuwürgen. Sie war nicht schlecht, die Suppe, und die Wanda hatte auch ein tüchtiges Stück „Butter“ darangetan. Aber wie ganz anders, wie gut hatte sie ihm damals immer geschmeckt, als die Marie sie ihm vorgesetzt hatte! Er sah die saubere, helle Küche vor sich, den Tisch in der Mitte, die altmodischen Holztühle mit den herzförmigen Ausschnitten, das weiß-blaue Zwiebelmustergeschirr. Und er sah die Marie, wie sie am Tisch stand, fühlte ihre schmalen Finger auf seinem Scheitel, legte den Arm um ihre schlanken, weichen Hüften und zog sie zu sich heran. „Miezla, mei Miezla!“ Noch auf dem letzten Urlaub aus dem Felde war das so gewesen. Und als er wieder fortmüßte, hatte sie weinend an seinem Halse gehangen. „Komm' wieder, Paul. — komm' gesund wieder!“ Er war wiedergekommen, aber sie ...

Er hielt das ja nicht aus, wenn nicht bald etwas in seiner Sache geschah! Wie lange trank denn dieser „Ungelesene“, dieser Geier, an dem kleinen Krug Kaffee?

Emil Geier spürte, was in dem anderen vorging. „Gleich bin ich fertig, Herr Vogt. Wollen Sie mich übrigens nicht begleiten? Ich kann mit dem Auto doch nicht bis zum Hause hinauffahren. Wenn Sie mitkämen und im Wagen blieben, könnte ich ihn unten auf der Fahrstraße stehen lassen.“

„Ich komm' mit!“ Paul war gleich bereit. Ihm hatte ohnehin vor der Wartestunde in der Berggeistbaude gegraut. Die Leute hier hatten keine Zeit, sich mit ihm zu unterhalten. Und nichts wirkte so trübselig und so verlassen, wie solch ein ödes Gastzimmer, in dem noch am Abend vorher viele Menschen gelärmt und geredet hatten. Ein paar aus- und eingingende Vögel saßen auf grünen Brettern an der Wand und glockten mit traurigen runden Glasaugen auf die leeren Tische. Und an die Decke war in der Mitte ein hilflos lächelnder Bacchus gemalt, dem der schwere Beleuchtungskörper aus dem Bauche hervorgewuchs. Ursprünglich war er rosig und gewesen, vom vielen Rauch gleich er längst einem Mohren. Das war eine langweilige Gesellschaft für einen Menschen, der sich vor seinen eigenen Gedanken fürchtete. —

Die Wanda brachte dem Bruder einen dicken Mantel, der noch vom „seligen Onkel“ stammte. Er war zu lang und zu weit, aber er hielt warm und schützte vor Nebel, der heute draußen braute. Aller Glanz des vergangenen Tages war ausgelöscht. Als Geier und Vogt vor die Haustür traten, gab es weder Berg noch Tal, weder Wald noch Wiese, nur grauweißen, feuchten Dunst, der sich dick und dämpfig atmete und alles verhüllte, so daß die Lampen des Autos eingeschaltet werden mußten, um überhaupt den Weg zu finden und einen Zusammenstoß zu vermeiden. Silberglitzernd, wie große, breite Sägen, fraßen sich die Scheinwerfer in die zähe Masse hinein. Geier, der selbst den kleinen Wagen lenkte, fuhr langsam und vorsichtig. Paul Vogt zitterte vor Ungeduld.

Endlich legte er dem Verwachsenen die Hand auf die Schulter. Sie waren am Ziel. Gleich rechts mußte der schmale Weg abgehen. Das Auto stoppte. Der Dunst hatte sich etwas gelichtet. Die Sonne schimmerte als gelbliche Scheibe durch das Grau, wie durch ein beschlagenes Fenster, und ein feines Glitzern und Sprühen hub an und wurde stärker. Die Schleier lösten sich auf. Und plötzlich war alles, was wie weggezaubert gewesen war, wieder da, — Bäume und Felsen, die Fahrstraße und der schmale Weg, den Emil Geier jetzt emporstieg. Er sah komisch aus in seinem Lederdreh, der kleine, langarmige Mensch mit dem hohen Rücken. Aber Paul Vogt

empfand das nicht. Mit brennenden Augen starrte er ihm nach. Alle Hoffnungen seines armen, gequälten Herzens gab er ihm mit. Der würde es der Marie sagen (viel besser, als er es selbst vermocht hätte), daß ihre Pflicht nach wie vor bei ihm, dem Pause war, und daß sie sich von dem anderen trennen mußte, um wieder mit ihm zu leben, der doch das erste Recht auf sie besaß.

Er hielt es im Auto nicht aus; er kletterte heraus und ging um den Wagen herum. Nun kam auch noch der Bergwind der Sonne zu Hilfe. Hei, da flogen die Nebel in Fetzen auseinander! Ritsch, ritsch fuhr der Wind dazwischen, schleuderte hinab, was noch widerstand. Das war nun ein Gebälge und Gewoge da unten im Tal, — wie ein weißgraues Meer, aus dem allmählich Inseln auftauchten, Hügel, Kirchtürme, Baumgruppen, rote Dächer. Paul Vogt wandte sich um. Hier oben war es jetzt fast klar; die Sonne wärmte schon ein wenig. Nur das silberne Sprühen wob noch in der Luft. Jetzt mußte man auch vom Walbrand drüben das Häufel sehen können.

Ehe er recht wußte, was er tat, ging er auf dem schmalen Weg. Das Waldstück, das der Weg durchschnitt, war nicht breit. Vom jenseitigen Rande aus sah er noch das grüne Auto auf der Straße stehen. Das entlastete sein Gewissen.

Und dann hatte er doch bald alles vergessen, denn da droben lag das Häufel, sein liebes, altes Häufel, ein wenig unscharf noch in den Umriffen, aber doch ganz gut zu erkennen. Und was er nicht sah, das fügte die Erinnerung Strich für Strich hinzu — bis ihm weiße Helle ins Hirn schlug und das Bild für Sekunden wieder verlöschte. —

Es gibt Seelen, die wie feine, empfindliche Apparate auf alle Ströme des Wohl- und Uebelwollens, die ihnen zugesandt werden, reagieren. Solch eine Seele war Marie. In S., dem eigenartigen Ortsgebilde, das nicht nur ein bekannter Kurort und auch nicht nur ein Dorf ist, sondern aus einer Kette von Kurorten und Dörfern, die sich durch Täler und über bewaldete Höhen hinwegzieht, besteht, — in S. hatte sich die Nachricht von der Rückkehr Paul Vogts wie ein Lauffeuer verbreitet. Besonders die Mitglieder des Sportvereins „Hohes Rad“, die verstreut in Ober-, Mittel- und Nieder-S. und in den angrenzenden Ortschaften und Kolonien wohnten, trugen zum raschen Bekanntwerden der Neuigkeit bei. Und mit der Nachricht brachten sie — gewollt und ungewollt — auch jene Stimmung, die in der Berggeistbaude geherrscht hatte, unter die Leute. Ihr Kamerad Paul Vogt hatte „das ältere Recht“, und „der Viehm“ mußte ihm den Platz räumen. Wohl gab es Einsichtige, die widersprachen. Auch Stefan Kaiser war doch zu bedauern, und man mußte es der Frau überlassen, für wen sie sich entscheiden wollte. Denen sagte man: Hättet ihr den armen Kerle, den Vogt, gesehen, dann sprüht ihr anders. Jahre um Jahre hat er geharrt und gehofft, daß er zu der Marie zurückkäme. So ein Hoffen und Harren bindet viel fester an einen Menschen als das Beisammensein. Soll er nun dranhängen und zusehen müssen, wie der andere die Frau hat und im warmen Neste sitzt? Das kann niemand von ihm verlangen!

Da schwiegen auch die Gegenstimmen. Man konnte das vom Vogt Paul wirklich nicht verlangen; das wäre unmenschlich gewesen. Und so unmenschlich würde doch auch die Marie nicht sein.

So kam es vom Tale herauf und von den Bergelehnen herüber, dick und atembeklemmend, wie der Nebel, — ein Wünschen und Fragen, ein Drängen und Befehlen: Wen wählst du? Entscheide dich! Entscheide dich für Paul Vogt!

Den Nebel, der wie eine Mauer um das Mohnhäufel stand, sperrten Wände und Fenster Scheiben aus. Der andere drang durch unsichtbare Fugen und Ritzen, durch Kleidung und Haut in Nerven und Blut.

(Fortsetzung folgt.)



# Der letzte Gang.

Novelle von Wolfgang Isebaun.

„... Wenn ich nicht genau wüßte, daß ich träume — dies in Wahrheit zu durchleben, müßte fürchterlich sein. Aber ich schlafe noch, ganz bestimmt. Ich liege in meiner Zelle, in dieser armen, dunklen und schmutzigen Zelle, die verpestet ist von einem muffigen Geruch, der keinen Ausweg findet durch das ewig geschlossene, vergitterte Fensterchen dort oben an der Decke. Ja, da liege ich, schlafe und träume, während sich mein müder, kranker, abgezehrter Körper unruhig hin und her wirft.

Daß die Seele nicht zurückfindet von ihrer Irrfahrt in den Reiz, der sie beherbergt! Deutlich empfinde ich die Unmöglichkeit und Grauenhaftigkeit dieser Situation — und quäle mich ab, um zu erwachen. Fast ist's mir schon, als wäre dies alles wahr:

Daß ich mit schleppenden Schritten über den im morgendlichen Dämmerlicht liegenden Hof gehe, überwacht und eskortiert von zehn Soldaten, als wäre ich ein hochgeborener Herr, ein Fürst oder so etwas. Eigentlich lustig, diese Aufmerksamkeit, die man mir widmet. Wie hätte ich geglaubt, daß mir derartiges noch einmal blühen würde. Wenn nur nicht die Füße bei jeder Bewegung so weh täten — sie schmerzen entsetzlich, wenn ich sie auf den harten Fliesenboden setze, und meine Arme sind so widerstandslos, daß ich ganz zusammenfinke, als wären sie eine muskel- und knochenlose Masse. Und sie zittern so entsetzlich. Ich habe gar keinen Halt mehr in meinem Körper, gar keine Widerstandskraft. Und habe doch gestern Abend so gut gegessen wie seit vielen, vielen Monaten nicht. Man gab mir Braten und Fisch und Weißbrot mit Butter, ja sogar Wein und Zigaretten hat man mir hineingereicht. Es scheint, als wäre die Menschlichkeit eingesehrt in dem unglückseligen, heiligen Russland, das ich noch immer so liebe. So sehr liebe, daß ich es nicht fertig brachte, es zu verlassen, wie all die andern damals, vor zehn Jahren. Daß ich lieber Tot litt und hungerte und froz, nur um hier bleiben zu dürfen, in der Heimat, die meine glückliche Kindheit sah...

Ich muß immer noch gehen — wie lange noch. Diese Soldaten sehen nicht so aus, als würden sie mir erlauben, mich in irgendeiner Ecke hinzusetzen, ein Weilchen nur auszuruhen, einmal tief, tief Atem zu holen. Ich habe sie wie gemacht, diese Notarmisten; diese Beschützer der neuen Macht. Aber heute — ihre Gesichter sind ernst, fast feierlich, als ginge es zum Gebet. Doch sie beten wohl nicht, diese Leute hier. Man hat sie belehrt, denke ich, es gäbe keinen Gott, und es ist auch besser für sie, nicht an Gott zu glauben. Sie werden ihr Leben auf diese Art leichter ertragen, sind vielleicht bequemer zu regieren. Es fällt auch so schwer — in dieser Zeit noch an Gott zu glauben.

Wenn sie bloß nicht so entsetzlich stumm wären. So feinem. Keiner lächelt, und alle Augen blicken so stumpf und geheimnisvoll ins Leere. Man hört nur den Schritt, den gleichmäßigen Schritt ihrer schweren Soldatenstiefel. Meine Schritte hört man nicht — ich schreite ja auch nicht — ich schleiche. Ich kann die Füße kaum heben, es ist, als hinge an jedem ein eisernes Pudgegewicht, das ihn am Boden fesselt.

Der da vorne, mit dem blanten Seitengewehr, das ist sicher der Befehlshaber, der Peruschnik. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, aber er macht einen forschenden, einen schneidenden Eindruck. Und jung ist er sicher auch noch — sie sind alle so jung hier und so unerfahren, deshalb sind sie wohl auch zuweilen so grausam. Alle Kinder sind grauam.

Wir sind am Tor — wirklich, das Tor wird geöffnet. Noch nie, seit ich hier in der Zelle lege, sah ich die Pforten des Tores aufgeschlagen. Sollte dieser bange Traum doch noch ein fröhliches, heiteres Ende finden?

Man läßt mich hinaus — o ja, man läßt mich hinaus! Freiheit... Freiheit!... Die Soldaten werden wohl jetzt gehen und mich allein lassen. Schade, daß ich kein Geld habe — ich hätte ihnen so gern eine kleine Freude gemacht. Aber ich habe ja nichts — nicht einmal meine Uhr hat man mir gelassen. Ich würde sie ihnen geben — ich habe sie plötzlich so lieb, diese Soldaten.

Aber sie gehen ja nicht! Und da sind so viele Menschen vor dem Tor; sie scheinen alle auf mich zu warten. Was wollen sie nur von mir? Habe ich mir wirklich so viel Freunde gewonnen, in der Zeit meiner Gefangenschaft, die jetzt alle kommen, um mich zu meiner Befreiung zu beglückwünschen?

Aber es sind wohl nicht nur Freunde. Mja Mjisch ist da, der Genosse Staatsanwalt. Der fand gestern so harte Worte über mein angebliches Verbrechen. Von Werksabotage sprach er — auch so ein Wort, das man früher nicht kannte. Was heißt das denn? Ich hatte eine Fabrik, sie war mein — ich war ein Baron, ein reicher Mann. Man hat sie mir genommen, geraubt, gestohlen. Man hat mich auf die Straße gejagt und meine Existenz vernichtet. Durfte ich nicht vernichten, was mein war? Was vor Gott und den Heiligen noch immer mein ist?

Er hatte ein böses Gesicht, gestern, der Staatsanwalt. Und es ist eben nicht freudvoller. Er lächelt freilich — aber es scheint mir fast, als wäre es ein höhnisches, häßliches Lächeln. Vielleicht mißgibt er mir den Weg in die Freiheit? Einmal war er mein Angefallener, der Mja Mjisch — in einem meiner Büros hat er gearbeitet. Aber tat ich ihm jemals etwas Böses an? Hat er es nicht gut gehabt bei mir — warum bloß lächelt er jetzt so... so merkwürdig? —

Yallow ist auch da, der Richter. Der sieht klug aus und fanatisch. Gestern sagte er etwas, was ich nicht verstand. Ich hätte es wohl begriffen, wenn ich besser aufgepaßt hätte. Aber

er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da überfiel mich plötzlich ein Schwindel. Ich habe noch nie an derartigen Anfällen gelitten — aber gestern, ja, da wurde ich ohnmächtig. Es muß wohl an der schlechten, verbrauchten Luft im Gerichtssaal gelegen haben — ich habe nicht einmal gemerkt, wie man mich heraustrug.

Viele Menschen — zwanzig müssen es sein oder noch mehr. Ich kenne die meisten kaum, aber es scheint, daß ich ihnen nicht fremd bin. Auch ein Mädchen steht da, ein einziges Mädchen neben all den Männern. Sie hält sich etwas von ihnen entfernt, ihr Gesicht hat sie abgewandt. Wer mag das sein? Ihr Profil kommt mir so bekannt vor — es erinnert mich an Alexandra. Aber Alexandra wohnt in Ruß — wie sollte sie wohl hierherkommen! Jetzt zieht das Mädchen ein Taschentuch hervor — wirklich, sie weint. Unter all diesen Menschen ein einziges Wesen, das weint. Gehe ich so schlimm aus? — Oder weint sie aus Freude, daß ich nun frei bin? Ihr Mund zuckt — o, ich kenne dieses Zucken, den Mund, die jungen, heißen Lippen, fast scheint's mir, ich hätte sie schon einmal geküßt. Aber wann — wann — war es nur?

Sie kommen alle mit, schließen sich den fünf Soldaten hinter mir an. Nur das Mädchen bleibt zurück. Und ich wolle doch so gerne ihre Augen sehen!

Immer weiter muß ich gehen — und meine Wunde schmerzt immer heftiger. Der Weg führt bergan, das ist schwer. Ein böser Traum... Früher als ich noch ein Kind war, hat meine Mutter mich aufgeweckt, wenn ich so schlimm träumte und im Schlaf schrie. Dann hat sie mir mit ihrer weichen, sanften Stimme Märchen erzählt und Lieder vorgesungen — das Rosenwiegenlied, das mir immer so gut gefiel, und das andere, von Stjenka Rasin. Mit einem Lächeln auf den Lippen schliefe ich dann ein, in ihren Armen — das war schön. Aber jetzt... Mutter ist tot, so lange schon, und niemand weckt mich auf aus meinem schweren, schweren Traum.

Immer noch bergauf. Jetzt entsinne ich mich übrigens — hier, dicht hinter dem Gefängnis, soll ein Hügel sein, von dem aus man auf Moskaus Türme sieht. Putilow wurde auf diesem Berg hingerichtet — das habe ich mal irgendwo gelesen, vor langer, langer Zeit. Vielleicht ist dies der Hügel, auf dem Putilow starb.

Wir sind oben, endlich, endlich! Jetzt werde ich doch wohl ein bißchen ruhen dürfen, während man mir sagt, daß ich frei sei — daß ich gehen könne, wohin ich wolle. Ich kann nicht mehr.

Die Sonne geht auf, eben. O, ist das schön! Sie ist so rot — so blutig rot. Und die Welt ist so grün und bunt und heiter. Du liebe, schöne Welt! Du liebe schöne, weite russische Erde!

Die Gewehrläufe der Soldaten blicken in der Sonne. Und was da unten so golden schimmert, das — ja, das sind die Dächer und Türme vom Kreml.

Ich atme die Luft, die reine, würzige Luft dieses Morgens. Wie wohl das tut. Aber — mein Gott, das kann ja kein Traum mehr sein! Ich bin ja wach! Und die Soldaten, die Soldaten heben ihre Gewehre; sie — sie zielen ja auf mich!...

Mutter! Mutter!...

## Kann man Sonnenstrahlen essen?

Von Dr. med. Curt Kayser.

Man kann nicht nur, sondern man soll sogar Sonnenstrahlen essen! Wir alle haben dies zu Nutz und Frommen unserer Gesundheit oft genug getan. Allerdings kann man einen Sonnenstrahl nicht abbeizen und herunterschlucken, sondern statt unserer gewöhnlichen Verdauungsorgane tritt helfend hier ein anderer Körperteil ein, nämlich die Haut. Daß durch den Einfluß der Sonne sich in unserer Haut Stoffwechselvorgänge vollziehen, die einer Nahrungsaufnahme durch den Mund gleichzusetzen sind, ist eine der Wissenschaft geläufige Tatsache. Sind wir doch in der Lage, sogar eine Art Ernährung durch Einreibung von bestimmt zusammengesetzten Flüssigkeiten in die Haut in solchen Krankheitsfällen durchzuführen, in denen eine Nahrungsaufnahme auf dem natürlichen Wege nicht möglich ist.

Von den Sonnenstrahlen, insbesondere den ultravioletten Strahlen wissen wir auf Grund neuerer Forschungen, daß sie in der Haut die Entstehung bestimmter Vitamine, insbesondere des sogenannten D-Vitamins veranlassen. Letzteres ist bekanntlich jener wichtige Ergänzungsnährstoff, der für die Heilung der „englischen Krankheit“ in neuerer Zeit von so großer Bedeutung geworden ist. Sonnenstrahlen müssen aber wohl auch unserem Körper gut schmecken, denn Stimmung, Lebensmut und Lebensfreude stellen sich gewöhnlich als Folge strahlenden Sonnenscheins, zumal nach langen, trübten Wintertagen, immer wieder aufs neue bei uns ein.

Während wir so die Sonnenstrahlen direkt verzehren, nehmen wir indirekt Sonnenstrahlen, besonders in der Sommerzeit, auch durch die gewöhnliche Nahrung in uns auf; denn Obst und Gemüse verdanken der Wirkung der Sonnenstrahlen einen guten Teil ihres Nährwertes für den Menschen. Nicht mit Unrecht spricht der Winger von der reifen Traube als „eingefangenem Sonnenschein“. Darum kann der Genuß frischer Gemüse und Früchte, so lange man solcher habhaft werden kann, im Interesse der Gesundheit nur dringend empfohlen werden. Kommt aber der Winter und mit ihm die trübe, sonnenlose Zeit, in der es auch an Obst und Gemüse mangelt, dann ist uns bisher der direkte oder indirekte



Ganz besonders glänzende Erfolge hat die Einführung der künstlichen Höhensonne bei der „englischen Kranchheit“ gezeitigt, deren erfolgreiche Bekämpfung durch Bestrahlung im Jahre 1920 erstmals dem deutschen Kinderarzt Dr. Goldschinsky gelang. Später stellte sich heraus, daß auch eine vorbeugende Bestrahlungsmaschine imstande ist, die Entstehung der Kranchheit von vornherein zu verhüten. Bei der großen Bedeutung, die die englische Kranchheit zumal in den Großstädten als Volkskrankheit besitzt, ist dieser Erfolg von besonderer volkswirtschaftlicher Tragweite. Trotzdem sind der Massenbestrahlung von Kindern und Kranken örtliche und wirtschaftliche Grenzen gesetzt: Der Kranke muß zur Bestrahlung erst den Arzt aufsuchen, und die Bestrahlung als solche erfordert den Aufwand immerhin nicht ganz unbedeutlicher Geldmittel. Die Massenbestrahlung bringt auch die Gefahr der Übertragung anderer Krankheiten von einem Kind oder einem Kranken zum andern mit sich. Daher muß aufs wärmste beachtet werden, daß zwei amerikanischen Forscher, Hefz und Weinstock, auf den Gedanken kamen, nicht den kranken Menschen, sondern seine Nahrung zu bestrahlen. So kam man dazu, vor allem die Milch nach bestimmten, technischen, verhältnismäßig einfachen Methoden der Höhenformenbestrahlung auszuheilen. Anfänglich geschah dies auf Kosten des Geschmacks der Milch. Allein die Verfeinerung der Technik gestattete es bald, auch dieser Schwierigkeit erfolgreich zu begegnen, und die Erfolge der Milchbestrahlung, über die u. a. auch auf der Abteilung für Sichtforschung während der kürzlich stattgefundenen Naturforscher- und Verzeiterversammlung in Hamburg von Scheer = Frankfurt a. M. berichtet wurde, sind inzwischen ausgezeichnet geworden. So konnte mitgeteilt werden, daß auf Grund von Erfahrungen an mehreren tausend Kindern bei Darreichung einwandfrei bestrahlter Milch nicht nur nichts von den von anderer Seite gelegentlich behaupteten Schädigungen beobachtet wurde, sondern daß in Frankfurt a. M. großzügige Maßnahmen zur Verhütung der englischen Kranchheit durch die Verwendung bestrahlter Milch als Zusatz zur gewöhnlichen Trinkmilch mit bestem Erfolge durchgeführt worden sind. Wenn auf diesem Gebiet vielleicht auch noch manches geprüft und verbessert werden muß, so eröffnet sich doch hier zweifellos ein neuer Weg, auf dem es gelingen dürfte, den gesundheitlich heilsamen Einfluß der Sonnenstrahlen dem Menschen auf künstlichem Wege leicht unter geringen Kosten zugänglich zu machen. Von Interesse dürfte es weiterhin sein, zu erfahren, daß auch Versuche mit der Bestrahlung von Rüben im Stall erfolversprechend ausgefallen sind. Die bestrahlte oder mit bestrahltem Futter ernährte Kuh gab eine für rachitisch kranke Kinder wertvolle Heilmilch. Der letzte Schritt auf diesem Gebiet wurde damit getan, daß man auch das Futter der Tiere ebenso wie Gemüse und Früchte der Bestrahlung zu unterwerfen versucht hat. Ob hierbei die Resultate ebenso günstig ausfallen werden, steht noch dahin.

fröhliche Ecke.

Beim Anschauungsunterricht. Der Lehrer ist bemüht, den eben eingetretenen Schülern der letzten Klasse eine etwas schwierige Sache zu erklären. Nach langer Erklärung fragt er: „Wer von euch hat es nun verstanden?“ Aber kein Finger regt sich. Von neuem erklärt der Lehrer ganz ausführlich, und denkt: Na, jetzt wird doch wohl das eine oder das andere der Kinder die Sache begriffen haben. Da erhebt sich plötzlich ein Finger, und erleichtert atmet der Lehrer auf. Na, wenigstens ein Finger! Es ist der kleine Max, der mit großen Augen zum Fenster hinausschaut und mit lauter Stimme ruft: „Da draußen läuft 'ne Raß!“

Liebe. „Mutti, wen liebst du mehr: Vati oder mich?“ — „Das ist schwer zu sagen,“ weiß Mutter nicht recht, „doch wohl Vati.“ — „So? Na ja, ich weiß auch, warum.“ — „Warum denn?“ — „Weil Vati dir immer folgt.“

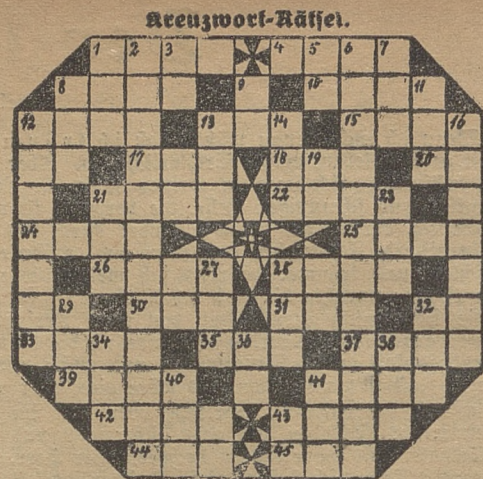
Zum Kopferbrechen.

## Füllrüssel.

a	u				
	a	u			
		a	u		
			a	u	
				a	u
					a

Versteigerung  
Bad in Oberhessen  
Hagelforn  
geheimnißvolle Wurzel  
Wintersport  
Stadt in Thüringen

Die Buchstaben a-e-e-e-e-e-f-g-h-i-l-l-l-l-k-l-l-l-l-m-m-n-n-n-n-o-p-r-r-s-t sind in vorstehende Figur so einzutragen, daß die monorechten Zeilenreihen Wörter von heigeseigter Bedeutung ergeben.



Senkrecht: 1. Nebenfluß der Donau, 2. deutsches Kiesen-  
luftschiff, 3. Nahrungsmittel, 5. Umlaut, 6. nordeuropäische Salz-  
insel, 7. Fluß in Katalonien, 8. wie 1. (senkrecht), 9. Wehrst., 11.  
Teil des Auges, 12. schwedische Stadt, 13. Fragewort, 14. Getränk,  
16. Muße, 19. Verhältniswort, 21. englisches Bier, 23. Straußen-  
art, 27. engl. Männername, 28. Hafenstraße, 29. Kopfbedeckung,  
31. Kaultier, 32. kalter Wind, 34. altgermanischer Speer, 36. Fld-  
chenmaß, 38. Baumteil, 40. Schiffsausdruck, 41. Name verschiedener  
Wäpfe;

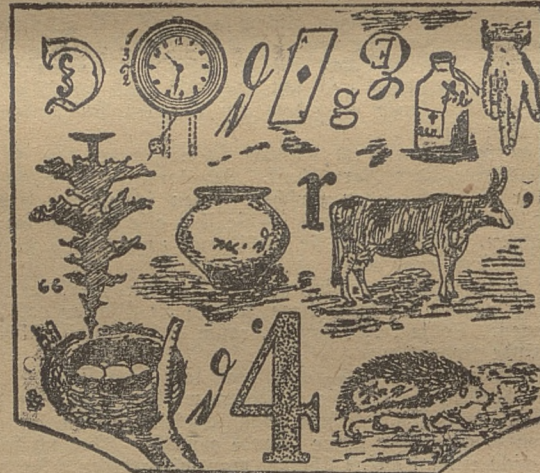
magerecht: 1. Säugetier, 4. Pflanzenprodukt, 8. Inschrift auf dem Kreuz Jesu, 10. widerwärtiges Gefühl, 12. Stadt in Westfalen, 13. Gemütsstimmung, 15. Eingelassene, 17. Märchengefecht, 18. unbestimmtes Zahlwort, 20. persönliches Fürwort, 21. blauer Farbton, 22. Schluss, 24. Salzlösung, 25. Insekt, 26. Dichtungsart, 28. Boot für Selbstfahrer, 30. Frauenname, 31. Papageienart, 33. wichtiger Körperteil, 35. Monat, 37. Blumengefäß, 39. schweizerisches Geld, 41. Geimtüde, 42. Papiermaß, 43. Teufel des Gartens, 44. nicht „alt“, 45. Erdart.

### Verwandlungsaufgabe.

Giser Gros Rinde Robe Tadel Neger Niere Roch  
Mahl Rebal Solo Laden Maus Strich Behm Linse  
Ampel Beil Geier Gros

Aus jedem dieser Worte bilde man durch Umstellung seiner Buchstaben ein Dingwort von anderer Bedeutung. Bei richtiger Lösung müssen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter den Namen eines im November geborenen berühmten Dichters ergeben. D. L.

**Bilder-Rätsel.**



## Inhaltsreich.

Hausfreund Freiheit Herrlichkeit Leonhardt Augen-  
brauen Untiefe Waldschreck Feindtost Anastasia  
Freudenfeuer Klugheit

Jedem dieser Wörter sind drei zusammenstehende Buchstaben zu entnehmen, welche, im Zusammenhang gelesen, eine hervorragende flugportliche Leistung nennen. H. M.

**Auflösung Nr. 44.**

**Abseßprung:** Nicht stille steht die Zeit,  
Der Augenblick entschwebt,  
Und den du nicht benützt,  
Den hast du nicht gelebt.  
Und du auch stehst nie still,  
Der Gleiche bist du immer,  
Und wer nicht besser wird,  
Ist schon geworden schlimmer.

天. 第.

**Silberträfel:** „Der Aufspuch ist der ärgste Dieb der Zeit!“  
(Spruch.) 1. Dame. 2. Eimer. 3. Köffelsprung. 4. Ananas.  
5. Udet. 6. Feile. 7. Samland. 8. Chianti. 9. Undine. 10. Beelzebub.  
11. Irland. 12. Säge. 13. Tauber. 14. Döberitz. 15. Ebbe.  
16. Rührei. 17. August.

Magischer Diamant: E. Ich. In das. Edener. Hanne.  
See. N.

Eigenthümlichkeit: Nord, Licht; Nordlicht.